

03.04.1920 Fr

A

1. Geschichte von Everett Schobiltgen
und dem Schnepfensalmi

Abreiskalender.

Heute ist Chorfesttag. Heute wird in keinem alten luxemburgischen Haus Fleisch gegessen. Der überzeugendste Freudenker macht heute seiner Frau die Konzeßion, daß er nach den Vorschriften der Kirche ist.

Über reden darf man schon von Braten und Geißel, und darum erzähle ich heute die Geschichte von unserem Freund Schrobiltgen und dem Schnepfensalmi.

Wir sahen einmal — es ist schon lange her, viel zu lange — in Paris in einem guten Haus zusammen und waren damit beschäftigt, die Speisefarbe zu studieren. Es war um die Zeit, wo noch kein Schnepfenstrich war, aber wo schon die Sage ging, daß dieser oder jener eine Schneppe gehört, gesehen oder gar geschossen hatte.

Der Kellner stand hinter mir, seinen Notizblock in der einen, den Bleistift geziert in der andern Hand. Ich kann keinen Menschen warten sehen. Ich wählte schnell das erste Beste — es war, glaube ich, Kalbsmilcher mit Spinat — und der Kellner notierte. Dann richtete er weiter seine Blide gottergeben und erwartungsvoll auf unsern Freund Schrobiltgen.

Dieser studierte die Karte, wie wenn sie eine Gesetzmöglichkeit wäre, als deren Berichterstatter ihn das Vertrauen seiner Partei berufen hätte. Und plötzlich trat ein Glanz in seine Züge, als ob er in so mancher

Geschoßvorlage den Urtitel gefunden hätte, über den die Regierung zu fürzen war.

„Ober, geben Sie mir einmal Schnepfensalmi.“

„82 Francs,“ echote der Kellner.

„Ich frage Sie nicht, was es kostet.“

„Gut! Also: Einmal Schnepfensalmi.“

„Sehe ich aus, als ob ich es zweimal essen wollte?“

Der Kellner sah Schrobiltgen darauf hin an, ob er imstande wäre, zweimal Schnepfensalmi zu essen, behielt sich indes sein Urteil vor.

Als er mir meine Kalbsmilcher brachte, fragte Schrobiltgen:

„Ist das gut?“

„Röhlich,“ lagte ich.

„Kellner, bringen Sie mir einstweilen auch Kalbsmilcher, ich möchte nicht so lange müßig sitzen.“

„Gut, mein Herr.“

Er fand die Kalbsmilcher ganz nach seinem Geschmack.

Das nächste Mal, wo sich der Kellner in der Nähe unseres Tisches blicken ließ, posaunte ihn Schrobiltgen an: „Kellner, wann krieg ich denn mein' Schnepfensalmi?“

Der Kellner kam in sichtlicher Verlegenheit näher und stotterte:

„Ja, mein Herr, ich habe die Bestellung aufgegeben, und da fragten Sie mich, ob es für einen allein sein soll, da sagte ich ja, da sagten Sie, es ist Unsinn, ein Mann allein ist doch kein Schnepfensalmi für 82 Francs!“

Schrobiltgen war über der Rede Hummerrot angelaufen.

„Sie Kindoleh mit Eichenlaub und Schwertern am Ring! Was geht es Sie und die andern an, ob ich ein Schnepfensalmi allein oder zu zwei oder zwanzig esse. Bringen Sie, was ich bestelle und kümmern Sie Sich nicht um den Rest. Wie lang wird das jetzt wieder dauern?“

„Immerhin zwanzig Minuten,“ sagte bemüht der Kellner.

„Gut. Dann bringen Sie mir einstweilen einmal Schweinebraten mit Kartoffelpüree und Sauerkraut.“

„Zawohl, mein Herr.“

„Ihr Jawohl ist überflüssig. Ich sehe als selbstverständlich voraus, daß ich bedient werde.“

„Zaw... oh pardon!“

Schon enteilte der Mann im Frack und schon brachte er den Schweinebraten mit Zubehör. Schrobiltgen erledigte ihn in fünf Minuten — oder waren es drei? — und klopfte mit dem Messerrücken heftig an den Tellerrand.

„Kellner, was macht mein Schnepfensalmi?“

„Ich will mal gleich nachsehen.“

„Hören Sie mal, bringen Sie mir in einem Aufwaschen gleich eine gefüllte Taube mit. Die machen Sie hier sehr gut.“

Wir waren inzwischen schon beim Kaffee angelangt.

Die gefüllte Taube ging den Weg alles Fleisches. Und wieder hallten die Spiegelwände wider von der Frage:

„Kellner, mein Schnepfensalmi?“

Der Kellner näherte sich zögernd und vorsichtig unserm Freund Schrobiltgen.

„Mein Herr, ich bedaure sehr, aber Schnepfensalmi ist alle.“

Schrobiltgen sah uns Mitgefühl hellend mit den Augen eines wunden Nebes an und sagte:

„Ich hätte es mir denken können. Warum habe ich nicht gleich den Chateaubriand gegessen, zu dem ich Lust hattet Garçon, un Chateaubriand pommes soufflées!“

„Einmal?“ fragte der Kellner.

„Da war es Zeit, daß er um die Ede kam.“

Venu d'ici: 2.4.1920